

Sabine Seichter
(Hrsg.)



**MARIA
MONTESSORI**
– **DIE UNANTASTBARE?**

Warum der Mythos
Montessori zerbröckelt



E-Book inside

BELTZ

Sabine Seichter, Dr. phil. habil., ist ordentliche Universitätsprofessorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Paris-Lodron Universität Salzburg.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.
Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-25941-7 Print
ISBN 978-3-407-25949-3 (PDF)

1. Auflage 2025

© 2025 Beltz
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Dr. Erik Zyber
Umschlaggestaltung: Oliver Schmitt
Umschlagabbildung: © Nationaal Archief 119-0489

Satz und Herstellung: Michael Matl
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-1001).
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Sabine Seichter

Maria Montessori – die Unantastbare?

Zur Einleitung 7

Winfried Böhm

Maria Montessori: Die bekannte Unbekannte

Über Grundannahmen ihres Denkens 17

Marc Fabian Buck

Kindzentrierung und Natürlichkeit

Zu zwei zentralen Mythen in der Montessori-Pädagogik 31

Malte Brinkmann

Normalisierung, Disziplin und Hygiene

Das biopolitische Programm der Pädagogik Maria Montessoris 47

Simon Kunert

›Hilf mir, es selbst zu tun‹

Zur Ausstrahlungskraft des Freiheitsbegriffs Maria Montessoris 63

Sabine Seichter

Maria Montessoris Traum vom perfekten Kind 79

Hélène Leenders

Normalität, Gesundheit und Freiheit

Die Montessori-Pädagogik im faschistischen Italien 93

Jürgen Oelkers

Montessoris Strategien der Vermarktung 107

Autor*innenspiegel 125

Maria Montessori – die Unantastbare?

Zur Einleitung

Sabine Seichter

Maria Montessori gilt vielen als *die* Reformpädagogin schlechthin. In der pädagogischen Szene wird sie als Heldin gefeiert und verehrt. Die italienische Ärztin und Biologin ist gegen jede Form von Kritik an Person und Werk immun – so jedenfalls scheint es. Was nicht in das Heldinnenprofil Montessoris passt, wird verschwiegen oder tabuisiert.

Die klare Parole der eingeschworenen Montessori-Anhängerschaft lautet: Emotionale Ehrerweisung statt nüchterner Analyse. Montessori-Filme in Gestalt von Heldinnenepen oder hagiografische Lebensbeschreibungen legen davon ein beredtes und eindrucksvolles Zeugnis ab. Dabei gilt: Die Heldin wird bewundert und verehrt, jedoch nicht hinterfragt. Held*innen, so natürlich auch Montessori, verlangen vor allem bedingungslose Gefolgschaft. Durch diese werden sie aufgewertet und in ihrer exzeptionellen Besonderheit bestätigt.¹

Kurzum: An Montessori zweifelt man nicht, an Montessori glaubt man. Montessori stürzt man nicht vom Podest, zu Montessori schaut man empor. Montessori kürt man zum Vorbild, weil Montessori Montessori ist. So einfach scheint es zu sein.

Held*innen steigen meist – und das gilt auch für Maria Montessori – in Krisenzeiten empor. In Zeiten also, in denen man sich vom Ist-Zustand keine Besserung verspricht, sondern eher Enttäuschungen befürchtet. In Zeiten, die auf einen radikalen Neuanfang setzen, für verheißungsvolle Veränderungen offen sind und die große Bereitschaft mitbringen, (meist selbst ernannten) Heilsbringern zu folgen. Von Held*innen ersehnt man sich einen grundlegenden Wandel. Von Held*innen verspricht man sich richtungsweisende Neuorientierungen. Von Held*innen lässt man sich leiten und führen und folgt ihnen voller Bewunderung und in tiefer Anerkennung. Höchst schwärmerisch, wenig rational.

Meisterlich wusste Montessori über die Mechanismen einer Heldinnenproduktion Bescheid. Mit Kalkül, Vorausschau und flexibler Anpassungsfähigkeit hat sie zeitlebens geliefert, wessen es zur Heldin bedarf: Heldinnengeschichten und Heldinntaten. Sie verstand es – und das ist bis heute das Erfolgsrezept der sogenannten Montessori-Pädagogik geblieben –, das komplexe Feld der Erziehung verständlich, einfach und stimmungsvoll darzubieten. Ihre Rede vom »neuen« Kind, das sie vollmundig auch den neuen Messias nennt, oder das Wunder von San Lorenzo, das aus »Wilden« normalisierte, arbeitsfreudige und diszipliniert an-

gepasste Vorzeigekinder machte, gehören zum zeitlosen Repertoire unentwegter Heldinnenanbetung und festigen bis heute Montessoris Unantastbarkeit als reformpädagogische Prophetin.

Von ihrer Anhängerschaft fordert Montessori vollen Einsatz für den epochalen Zweck: die Schaffung eines neuen Menschen. Mit weisungsvollen Worten wendet sie sich in ihrem Hauptwerk *Antropologia Pedagogica* (ital. 1910) an die neue Lehrzunft: »Die neue Aufgabe des Lehrers der Zukunft ist also vielfältig! Er ist Schöpfer der menschlichen Schönheit, ein neuer Bildner der Geschöpfe, so wie der sublimen Bildhauer der griechischen Kunst Gestalter des Marmors war! Er bereitet die physiologischen und intellektuellen Kräfte des neuen Menschen für ein größeres Betätigungsfeld vor, wie eine griechische Gottheit, welche reich an guten Gaben ist. Aber vor allem bereitet er die Geister auf das erhabene Gefühl vor, das die künftige Menschheit erwartet, ruhmreich in dem von ihr erreichten Frieden, und dann wird er fast wie ein Erlöser der Menschheit sein.«²

Der Mythos Montessori lebt von ihren Heldinentaten. Für Maria Montessori selbst war die erste Casa dei Bambini (in einem römischen Arbeiterviertel) nichts anderes als ein nüchternes Forschungslabor. Dort wollte sie ihr theoretisches Wissen über »Idiotie«, »Anormalität« und »Normalität« sowie über (»Rassen«-)Hygiene erweitern und mit Forschungsdaten anreichern und untermauern. In ihrem pädagogischen Erstlingswerk *Il metodo* von 1909 lesen wir dann: »Sobald ich wusste, dass eine Klasse von Kleinen mir zur Verfügung stand, hatte ich den Wunsch, mir aus dieser Schule ein Versuchsfeld für wissenschaftliche Pädagogik und Psychologie des Kindesalters zu machen.«³ Über diese Kinderschar schreibt die Naturwissenschaftlerin alles andere als anerkennend und liebevoll: »Sie waren schüchtern und unbeholfen, sahen dumm und unzurechnungsfähig aus.«⁴ Diese »dummen« Kinder schufen für Montessori allerdings eine probate Ausgangssituation, um das ersehnte Erziehungswunder geschehen zu lassen: die Erziehung des normalen Kindes. Mit ihrem Erlösungsversprechen, aus dieser »Gruppe grobschlächtiger und halbwilder Kinder«⁵ von Degeneration und Verfall Erlöste zu machen, zog Montessori rasch internationale Bewunderer an. Die römische Casa dei Bambini sollte – ihrer eigenen Einschätzung gemäß – schon bald zu einem »Mekka der Erziehung«⁶ werden. Voller heldenhafter Selbstüberzeugung und sich der Unterstützung politischer Eliten und finanzstarker Förderer gewiss, schreibt die zur Unternehmerin avancierte Naturwissenschaftlerin Montessori: »Wegen dieses Anziehungspunktes wurde das Viertel San Lorenzo von Monarchen, Ministern, Wissenschaftlern, Aristokraten aufgesucht, die alle diese prächtigen Kinder sehen wollten. Von diesem Zentrum aus verbreiteten sich die ›Kinderhäuser‹ in der ganzen Welt.«⁷

Dass Montessori zu einer Zeit, als ihre Besucher die diszipliniert arbeitenden »Montessori-Kinder« bestaunten, ihren eigenen (unehelichen) Sohn Mario Montesano (1898-1982) seit fast zehn Jahren einer Amme zur Fremdaufzucht überge-

ben, ihre eigene Mutterschaft erfolgreich (ihrer makellosen Karriere wegen) verschwiegen hatte und ihren Mario erst im Alter von 14 Jahren zuerst als angeblichen »Neffen«, später als ihren »Manager« zu sich holte, tut dem Heldinnenstatus der als musterhaft kinderlieb inszenierten Reformpädagogin offensichtlich keinen Abbruch. Man scheint der Heldin Montessori nachsichtig zu sein; will man sich doch selbst nur allzu gerne in ihrem Glanze ein wenig sonnen und rühmen.

Was zur Erfolgsgeschichte passt, wird weitererzählt⁸ – alles andere tunlichst verschwiegen. So auch ihre anthropologischen Grundannahmen über den Menschen, die Montessori in ihrer über 600 Seiten starken *Antropologia Pedagogica* ausführlich darlegt. Ihr rassenanthropologisches Denken, das sie mit Referenzen führender Evolutionstheoretiker, Kriminalanthropologen, Rassenideologen und Eugenikern speist und die sie allesamt als »Avantgarde des modernen biologischen Denkens«⁹ feiert und verehrt, scheint so gar nicht in die ruhmreiche Heldinnenverehrung von heute zu passen. Mit klaren Worten: Der Mythos Montessori beginnt dort zu bröckeln, wo man sich getraut, genauer in ihre Bücher hineinzuschauen.

Der Mythos Montessori zerbröckelt

Hat man den Mut, Montessoris Hauptwerk, die *Pädagogische Anthropologie*, selbst zu lesen – erst seit 2019 liegt endlich eine deutsche Übersetzung vor; über die Gründe der erst sehr späten deutschsprachigen Veröffentlichung mag man getrost spekulieren –, dann erfährt man reichlich Überraschendes: Montessori kämpft für die Höherentwicklung des Menschen und für die Ausmerzung alles Bösen, Kriminellen und »Minderwertigen«. Pathologische, moralische und intellektuelle Normabweichungen diagnostiziert sie in allem »Anormalen«. Die von der gesellschaftlichen und eugenischen Norm Abweichenden bezeichnet sie kurzerhand als »Schädlinge der Gesellschaft«,¹⁰ die es als solche mithilfe der Sozialhygiene biopolitisch zu verhindern und in den Schulen streng von den »Normalen« zu separieren gilt. Der »neue« Mensch dagegen ist für die Biologin und Ärztin Montessori – als Pädagogin in unserem gewohnten Sinn hat sich Montessori wohl nie verstanden! – Inbegriff des reinen, perfekten, schönen, gesunden Menschen und entspricht dem, im Kontext vorherrschender Rassen- und Evolutionstheorien ausfigurierten, künftigen Idealmenschen.

Ihr Denken fußt unverkennbar und ebenso unbestreitbar auf rasseanthropologischen Prämissen. Dabei gab es für Montessori keinen Zweifel darüber, dass die sogenannte »triumphierende Rasse« aus »weißen« Menschen bestehen muss, deren Staturtyp eine Harmonie der Formen des Körpers aufweist. Wörtlich: »Die triumphierende Rasse, d. h. diejenige, die nicht zugelassen hat, dass das Territorium ihres Reiches oder der Fortschritt ihrer Kultur begrenzt werden, besteht aus

weißen Menschen, deren Staturtyp mesatiskel ist, d. h. eine Harmonie der Formen bei allen Teilen des Körpers aufweist.«¹¹ Montessori benennt – und dieses Wissen gibt sie dann vor allem in ihren internationalen Ausbildungskursen weltweit weiter – Rassenmerkmale und Rassentypen zur Sichtbarmachung und Klassifizierung von kultivierten vs. weniger kultivierten »Rassen«; in Bezug auf die Menschen im Latium spricht sie dann hierarchisierend von »eine[r] fast reine[n] Rasse« bzw. von einer »groschlächtigen Rasse«.¹² In enger Anlehnung an ihren akademischen Lehrer und pionierhaften Mitbegründer einer wissenschaftlichen Anthropologie in Italien, Giuseppe Sergi (1841-1936), verkündet auch Montessori die Überzeugung von der kulturellen Überlegenheit einer als solche bezeichneten »mediterranen Rasse«.¹³

Tabellen und Kurven zu Vermessungsdaten »normaler« und »anormaler« Menschen sowie Fotografien »schöner« und »hässlicher« Menschen unterstreichen augenfällig Montessoris anthropologisch-hierarchisierende und diskriminierende Sichtweise; besonders deutlich hinsichtlich sogenannter degenerierter Menschentypen. Anthropologische Kenntnisse über Kopf und Schädel (Kraniologie), über Thorax, Becken und Gliedmaßen, über Haut und Pigmente bis hin zu den Haaren sollen den neuen Montessori-Lehrer darin befähigen, »Anomalien«, »Degenerationen« und »Missbildungen« zu erkennen, um ganz gezielt nur das »Normale« fördern zu können. Das Wissen über Nomenklaturen, das in der pädagogischen Montessori-Praxis seine strikte Anwendung finden soll, basiert durchgängig auf rasseanthropologischen Aspekten.¹⁴

Die Mär, Montessori habe die Pädagogik reformiert, da sie jene inklusiv gedacht habe, entzieht sich jeglicher historischen Quellenlage, gehört jedoch publikumswirksam zur gegenwärtigen Heldinnenverehrung. Dass Montessori Menschen mit Abweichungen »Monster« nennt, scheint heute niemanden zu stören, oder man überliest es mit unfassbarer Nachsicht.

Zu der gleichen Nachsicht gehört dann auch das Wissen um die Nähe zu und die Zusammenarbeit mit dem Faschistenführer Mussolini. Während Montessori außerhalb Italiens, vor allem in den USA, rasch eine internationale reformfreundige Anhängerschaft fand, gelang ihr der Durchbruch in ihrem Heimatland erst relativ spät. Eine prominente Platzierung der Montessori-Methode in der Lehrkräfteausbildung und in der pädagogischen Praxis erfolgte dort erst mit der Ausbreitung des Faschismus und einer damit verbundenen Umgestaltung des italienischen Erziehungs- und Bildungswesens. Sowohl ihr anthropologisches Ideal vom schönen, gesunden, starken und intellektuellen Menschen als auch ihre Überzeugung von der Überlegenheit der »mediterranen Rasse« korrespondierte mit den rassistischen und eugenischen Vorstellungen eines sich im Aufschwung wägnenden faschistischen Italiens. Ihre Montessori-Methode vom gehorsamen, still und diszipliniert arbeitenden Kind ließ sich nur allzu leicht auf die Bedürfnisse einer faschistischen Neuordnung von Erziehung und Bildung übertragen. Aus der Kor-

responzen zwischen Mussolini und Montessori – wie sie heute in Archiven studiert werden kann – geht deutlich hervor, wie Montessori mit vollem Engagement für die Verbreitung ihrer Methode im faschistischen Italien warb, wie bereitwillig sie für den faschistischen Dienst am Vaterland strategische Änderungen in ihren Texten vornahm und wie sehr sie sich um eine kontinuierliche und zuverlässige Unterstützung Mussolinis bemühte.¹⁵ Nicht, dass Montessori eine glühende Faschistin gewesen wäre, jedoch ließen sich ihre biopolitischen Ideen einer neuen Erziehung des neuen Kindes reibungslos in ein faschistisches System und dessen (eugenische) Ideale integrieren.¹⁶

Ihr Denken war – und dies mag Fluch und Segen zugleich sein – für sämtliche politischen und weltanschaulichen Positionen anschlussfähig: von (kommunistisch) links bis (faschistisch) rechts, für Spiritualismus hier und Katholizismus dort.¹⁷ Auch wenn Montessori ihre zentralen Begriffe wie Freiheit oder Selbsttätigkeit eindeutig aus ihrem biologistischen System ableitet, sind sie leicht für alles Mögliche einsetzbar und kompatibel. Vor allem dann, wenn man sich ihrer originären Herkunft meint entziehen zu können und damit Geschichte trivialisiert oder gar tabuisiert. Ein Vorgang, der in der heutigen Heldinnenverehrung an der Tagesordnung steht: Was interessiert uns die Geschichte, wenn die Person Montessori so wundersame Dinge vollbracht hat und heutige Montessori-Praxis so (vor allem finanziell) gut operiert? Da Montessori außer ihrer sogenannten Methode kaum Inhalte definiert und festgelegt hat, ist diese beliebig dehn- und ausbaubar; bis hin zur heutigen Medienpädagogik oder sogar einer Gerontagogik à la Montessori. Darin ist nicht (euphemistisch) eine Weiterentwicklung der Montessori-Pädagogik zu erkennen, sondern unausweichlich auch die Gefahr ihrer beliebigen Indienstnahme grundgelegt: Jeder pickt sich hemmungslos das heraus, was ihm bzw. ihr gefällt. »Montessori« scheint heute zu einer Art verkitschtem Trödelmarkt geworden zu sein; jeder findet etwas, was ihm gefällt. »Montessori« ist heute längst keine geschützte Marke mehr; die Heldin löst sich allmählich auf.

Unliebsame Kritiker stören

Wie Ulrich Bröckling in seiner Held*innen-Analyse trefflich anmerkt – beinahe so, als hätte er die Heldin Montessori dabei vor Augen –, sind neben gläubigen Anhängern auch rationale Kritiker für die Zementierung der Heldentaten notwendig. Hierzu schreibt Bröckling: »Die Größe, die man an ihnen [den Helden, S. S.] rühmt, beruht nicht zuletzt auf der Suggestion, sie seien es, die dem Lauf der Dinge die entscheidende Wendung geben. [...] Ihre Größe wächst mit den Herausforderungen, die sie meistern. Liefere alles nach Regel und Plan, wären Heldentaten und damit auch die Helden selbst überflüssig. Heroische Handlungsmacht braucht Widerstände. Deshalb dürfen auch die Kritiker nicht fehlen.«¹⁸ Obwohl

Kritiker*innen die Harmonie der eingeschworenen Gefolgschaft stören, indem sie Glaubensinhalte der Held*innen infrage stellen, geben sie der Community steten Anlass für eine neue Glaubensbegründung.¹⁹ Da das *doing heroism* von praktizierter Komplexitätsreduktion und emotionaler Eingebundenheit lebt, stehen Kritiker*innen per se unter Generalverdacht. Denn Kritik – gänzlich entgegengesetzt zu der Heldenverehrung – lebt von komplexen unterschiedlichen Sichtweisen, vom Aufdecken bloß scheinbarer Wahrheiten und von rationaler Analyse.

So verwundert es kaum, dass kritische Analysen zum Denken Montessoris nicht nur nicht gern gesehen, sondern meist in Grund und Boden geredet werden. Die Einwände gegen unliebsame Montessori-Studien sind seit Jahrzehnten ermüdend gleichlautend und nur wenig originell: Man wirft kritischen Wissenschaftler*innen pauschalisierend vor, sie arbeiteten unwissenschaftlich, rissen Montessori-Zitate aus dem historischen Zusammenhang, übersetzten Montessori gar falsch oder – und diese Zuschreibung ist dann besonders ungehörig – »manipulierten« die Leserschaft. Die »Vorwürfe«, wie man wissenschaftliche Kritik dann sprachlich gerne abtut, seien jedenfalls immer dann »haltlos«, wenn sie nicht die mediale Montessori-Erfolgsgeschichte bestätigen.²⁰ Dann handele es sich einfach um eine »blanke Herabwürdigung der Lebensleistung einer in der Pädagogik weithin angesehenen Person.«²¹ Vor allem wissenschaftliche Abhandlungen, die sich bildungshistorisch und bildungstheoretisch den Quellen Montessoris zuwenden, diese in einen breiten kulturhistorischen Zusammenhang stellen, um die Grundprinzipien der Denkerin verstehen zu können, stehen unter scharfem Verbalverdikt. Man stelle mit kritischen Analysen, so der groteske Vorwurf, »Montessori an den Pranger«²² oder »halbieren«²³ gar die Unantastbare. Verärgert äußert man sich über die vermeintlich unnötige »Wiederbelebung alter Montessori-Kritik in neuen Veröffentlichungen«. Kurzerhand werden Erziehungswissenschaftler*innen – zumeist von Montessori-Praktiker*innen, Montessori-Funktionär*innen oder selbsternannten Fachleuten, die vorwiegend in hauseigenen Montessori-Fachorganen publizieren und deren »Montessori-Forschungen« vor allem Verbandsinteressen zu folgen scheinen – »Fehlinterpretationen«²⁴ vorgeworfen. Und zur Heldinnenrettung passt dann auch, dass man unliebsamen Forscher*innen eine brachiale »Vernichtungsabsicht«²⁵ unterstellt und »Dauer-Kritiker«²⁶ wissenschaftlich diffamiert. Ohnehin, so mag man den Eindruck gewinnen, wögen die Erfahrungen aus der Montessori-Praxis schwerer als das wissenschaftliche Quellenstudium. Eine empirische Studie über die Lernleistungen heutiger Montessori-Schüler könne gar, so scheint es, das historische Quellenstudium der Ideengeberin gänzlich ablösen. So wichtig und erfolgreich Praxis und Empirie auch sind, so wenig ersetzen sie freilich die historisch-theoretische Auseinandersetzung mit dem Denken der problematischen Biologin und Ärztin Maria Montessori.

Dass nüchterne Auseinandersetzungen mit der Figur Maria Montessori das Zerbröckeln der (scheinbar) unantastbaren Reformpädagogin bedeuten könnten

und damit ein Prozess der sachlich-unabhängigen Montessori-Forschung in Gang käme, dafür gibt es in der erziehungswissenschaftlichen Forschung prominente Beispiele.²⁷ Allerdings hat man diese verdienstvollen Forschungsleistungen nicht selten vonseiten der Montessori-Verbände verunglimpft und versucht, sie an den Rand zu drängen.²⁸ Die Kluft zwischen dem Montessori-Mythos hier und den bildungshistorischen bzw. bildungstheoretischen Montessori-Analysen dort scheint aktuell jedoch immer größer zu werden.

Bei einem Denken, das Menschen nach Rassenmerkmalen und Rassentypen machtvoll differenziert, Menschen qua Äußerem pathologisiert und hierarchisiert oder Personen mit Beeinträchtigungen schonungslos »Monster« nennt, ist eine generelle Unantastbarkeit Maria Montessoris mehr als fragwürdig; sowohl pädagogisch als auch politisch. Mit den demokratisch-liberalen Ideen von Heterogenität und Einzigartigkeit lässt sich dieses Denken, bei dem sich das Kind qua biologischem Instinkt gehorsam an die Umgebung anzupassen hat, jedenfalls nicht vereinen. Die heutige Botschaft, Montessori fördere das einzelne Kind in seiner Einzigartigkeit, ist nicht länger aufrechtzuhalten. Bei »phantasiebegabte[n] Kinder[n]«, so Montessori in ihrem Buch *Kinder sind anders*, sei »der Verstand auf Abwege geraten«.²⁹ Bei diesem Kind, bei dem wohl »eine Intelligenzverminderung vorliegt, weil es nicht Herr seines Verstandes ist und ihn [den Verstand, S. S.] nicht zur vollen Entfaltung bringen kann«,³⁰ müsse entschieden entgegengesteuert werden. Statt fantasievoller, kreativer und eigenmächtiger Individualisierung habe das Montessori-Kind, so ist in aller Ausführlichkeit in *Das kreative Kind* nachzulesen, »treu einem ihm von der Natur auferlegten strengen Programm zu folgen«,³¹ infolgedessen Erziehung nichts Weiteres sei als »ein natürlicher Prozeß, der sich im menschlichen Individuum abwickelt«.³²

Statt der Fortschreibung einer unantastbaren Heldinnengeschichte macht es sich dieses Buch zur Aufgabe, Montessori-Mythen zu hinterfragen und nicht unentwegt weiter zu reproduzieren. Das wäre ohnehin nur die Aufgabe von Märchen-erzählern; nicht die von Wissenschaftler*innen. Das vorliegende Buch möchte – in anspruchsvoller wissenschaftlicher Tradition – bewusst aufstören. Und das tut ein Montessori-Buch am besten dann, wenn es die Gelegenheit schafft, Maria Montessori selbst durch ihre Schriften in ihrem Denken darzustellen, um so ihre originären Erziehungsgedanken von einst heute nachdenken und verstehen zu können.³³ Dabei besteht freilich die Gefahr, dass heutige Montessori-Mythen perturbiert werden. Aber das muss man in einem wissenschaftlichen Diskurs, um den es hier geht, aushalten. Die Konsequenzen für eine Praxis, die im Dienste Montessoris arbeitet, sind dann eigenverantwortlich zu ziehen.

Maria Montessori: Die bekannte Unbekannte

Über Grundannahmen ihres Denkens

Winfried Böhm

Pädagogik Maria Montessoris oder Montessori-Pädagogik?

Bei wohl kaum einem anderen Denker und keiner anderen Denkerin der abendländischen Pädagogik erscheint es so wichtig wie bei Maria Montessori, eine grundlegende Unterscheidung an den Anfang zu stellen: Soll die Rede sein von dem pädagogischen Denken und der pädagogischen Theorie Maria Montessoris, oder soll es hier um die Darstellung und Erläuterung jener praktischen Erziehungslehre gehen, die sich in einer lehr- und lernbaren Erziehungsmethode – der sogenannten »Montessori-Methode« – kristallisiert hat?¹ Im ersten Falle würde es um die *Pädagogik Maria Montessoris* gehen, im zweiten um die *Montessori-Pädagogik* bzw. (lediglich) um die *Montessori-Methode*.² Die pädagogische Theorie Maria Montessoris ist Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung und Kritik; die Weitergabe der »Montessori-Pädagogik« im Sinne einer praktischen Erziehungslehre erfolgt landauf landab durch engagierte Montessorianer*innen und missionarische Montessori-Vereinigungen in weitgehend standardisierten Ausbildungskursen, deren Muster Maria Montessori selbst vorgegeben und vorexerziert hat.

Wer mit Montessoris Schriften ein wenig vertraut ist, weiß allerdings, dass Maria Montessori sich niemals (nur) als die Schöpferin einer neuen Erziehungsmethode gerühmt hat, auch wenn sie es ein Leben lang beispiellos verstand, eine solche zu vermarkten und sogar zu einem weltweiten Markenartikel zu machen. Zumindest von ihrem Ansatz her hat sie das Herzstück ihres Lebenswerkes darin gesehen, die Pädagogik über das Niveau bloßen Erfahrungswissens hinausgehoben, sie von dem schwankenden Boden philosophischer Spekulationen weggeführt und den festen Grund für eine moderne Wissenschaft von der Erziehung gelegt zu haben.

Wenn sich im deutschsprachigen Raum diese Erkenntnis immer noch sehr zögernd durchsetzt, dann hat das lange Zeit wohl auch daran gelegen, dass es den gläubigen Montessorianern und der großen Schar enthusiastischer Montessorianerinnen und natürlich auch, oder sogar erst recht, den geschäftigen Betreiber*in-

nen von lukrativen privaten Montessori-Einrichtungen und -Schulen weniger um eine theoretisch-kritische Analyse, schon gar nicht um eine empirische Überprüfung der Montessori-Pädagogik gehen kann und dass diese Leute daher immer wieder das Gewicht auf die angeblichen Erfolge in der Praxis gelegt und ihre Meisterin als eine Kinder liebende geniale Praktikerin ausgegeben und glorifiziert haben, was sie freilich selbst nie war und auch niemals sein wollte. Auch die Elternentscheidung für eine Montessori-Einrichtung dürfte nur in den seltensten Fällen von einer kritischen Beschäftigung mit Montessoris Erziehungstheorie abhängen, sondern von ganz anderen Motiven bestimmt sein – wohl nicht zuletzt auch von elitären Selbstansprüchen und von dem Wunsch, ihr Kind nicht der normalen Regelschule auszuliefern, sondern einer (allein schon dank einer handverlesenen Klientel) privilegierten Privatanstalt anzuvertrauen. Auch hinsichtlich von Erziehung kauft, wer es sich leisten kann, in Zeiten eines neoliberalen Marktes lieber »Markenartikel« als im Supermarkt ein. Selbst wenn man eine lange Liste von ehemaligen Schülern und Schülerinnen von Montessori-Einrichtungen aufstellen wollte, die es dank der Montessori-Pädagogik »im Leben zu etwas gebracht haben« – was immer man damit genauer meinen möchte –, so wäre die Gegenliste der Erfolgreichen, die niemals mit Montessori in Berührung gekommen sind, auf jeden Fall unendlich viel länger. Beide Listen wären aber bloßes Blendwerk und würden als solche so gut wie nichts besagen.

Maria Montessori – die bekannte Unbekannte

An kaum einer anderen Stelle ihres Schrifttums hat Maria Montessori ihren eigenen Standpunkt so klar ausgedrückt wie bei dem Internationalen Montessori-Kongress 1937 in Kopenhagen. Dort sollte sie gleich zur Eröffnung einen Vortrag über ihre Methode halten, und die versammelten Montessorianer*innen aus aller Welt dürften fürbass erstaunt gewesen sein, als die Meisterin ihre Rede mit dem überraschenden Eingeständnis begann, sie könne über dieses Thema eigentlich nicht sprechen, denn sie besitze gar keine Erziehungsmethode und habe auch niemals eine solche entwickelt.³ Und – noch schockierender – fügte sie hinzu, wer in ihrer Erziehungstheorie nur eine Methode erblicke, der habe von ihren Gedanken so gut wie gar nichts begriffen. Über diese negative Aussage hinaus gab sie positiv auch eine sehr interessante Erklärung: Falls es dennoch eine Montessori-Methode geben sollte, dann bestünde sie in ihrer Theorie des »normalen« Kindes.

Wegen der Bedeutung dieser Aussage sollte man hier den genauen Wortlaut Montessoris beachten: »Bei dem Thema dieses Abends, ›Meine Methode‹, fühle ich mich gar nicht wohl, ja, ich möchte sogar sagen – auch wenn mir das meine Zuhörer nicht glauben mögen –, dass ich dieses Thema für das schwierigste halte, das ich in einem öffentlichen Vortrag behandeln kann, denn ich habe keine Erzie-

hungsmethode entwickelt. Es ist vielmehr eine Tatsache, dass diejenigen, die diese Methode in der richtigen Weise erklären wollen, sich notwendigerweise auf das Gebiet der Kinderpsychologie begeben müssen, denn es war die Psychologie des Kindes, genauer das seelische Leben des Kindes, welches mir schrittweise das diktiert hat, was manche gerne eine Didaktik oder eine Erziehungsmethode nennen möchten. Wenn man wirklich sagen könnte, ich hätte eine Erziehungsmethode, dann ist sie gegründet auf die psychische Entwicklung des normalen Kindes.«⁴

Diese eindeutigen Aussagen Maria Montessoris – man könnte ihnen leicht eine Reihe ähnlicher Äußerungen hinzufügen – dürften nicht im geringsten überraschen, denn sie stammen von einer Frau, von der sich leider bis heute viele Leute, besonders das Gros ihrer Verehrer, ein völlig falsches Bild machen. Ich bin Renilde Montessori, der Enkelin Maria Montessoris, noch immer sehr dankbar, dass sie in einem Vortrag, den sie gemeinsam mit mir gehalten hat, das Bild ihrer verehrungswürdigen Großmutter vorsichtig korrigiert hat. Sie hat damals – auch das war für die vielen Zuhörer*innen schockierend – sehr anschaulich gezeigt, dass sich eigentlich kaum eine*r ihrer Anhänger*innen und kaum eine*r ihrer Verehrer*innen wirklich darum gekümmert hat, wer und wie Maria Montessori wirklich war, sondern alle, auch ihre wissenschaftlichen Biografen, hätten sich jeweils ihr eigenes Bild von ihr gemalt – je nachdem, wie sie Maria Montessori selbst gerne sehen wollten. So sei sie für die Lehrer die geniale Lehrerin geworden, obwohl sie selber niemals in einer Schule unterrichtet hat; für die nach Sinn Suchenden die große Visionärin, obwohl sie selbst ihr Leben lang nur gesucht hat; für ihre Jünger die große Meisterin, obwohl sie es angeblich hasste, wenn man sie nur für einen Guru hielt; für die Eltern und für die Kindergartenerzieherinnen die lieblich-niedliche »Kindergarten-Mutti«,⁵ obwohl sie fast ihr ganzes Leben am Schreibtisch und an Rednerpulten verbracht hat und nicht im praktischen Umgang mit Kindern.

Wer aber war sie wirklich? Eine durch das harte Studium der Naturwissenschaften und der Medizin disziplinierte wissenschaftliche Forscherin und eine glänzende Rednerin, die ihre spätere pädagogische Mission darin erblickt hat, ein neues Verständnis des Kindes zu verbreiten und eine neue Idee von Erziehung zu verkündigen – und das hat sie 50 Jahre lang getan, ohne zu ermatten oder zu erlahmen, aber man hat sie (offenbar bis heute) nicht recht verstanden.

Bekanntlich geht Maria Montessoris Anthropologie von der Hypothese aus, in jedem Kind sei schon in seinem embryonalen Zustand ein immanenter Bauplan vorhanden und daneben eine innere Antriebskraft, welche Montessori mit dem griechischen Wort *hormé* bezeichnete, das sie aus der sogenannten Hormischen Psychologie McDougalls entlehnte und das mit »innere Antriebskraft« übersetzt werden könnte und sinngemäß dem lateinischen Fremdwort »Motor« entspricht. Dieser Bauplan und diese Kraft sind nicht zufällig in das Kind hineingeraten, sondern – und das ist ihre zweite (und ebenfalls sehr stark glaubensbeladene) Basisprämisse – wurden dem Kind im Augenblick seiner Empfängnis von einem Gott eingestiftet.